

Andreas Garitz

„DER HARTE KERN“

Von Filmen, Barhockern und denen, die den eigenen Barhocker filmen

Wenn man sich als Wissenschaftler mit dem Thema „Kneipe“ beschäftigt, kann man das auf verschiedene Weise tun. Man kann über die Geschichte des Gastwesens referieren, man kann über die in Kneipen zu findende Sachkultur oder die Hausformen alter Gastwirtschaften forschen oder man kann die Menschen bei den Dingen zeigen, die sie dort am liebsten tun: trinken und reden. Um eines vorwegzunehmen: „Der harte Kern“ ist kein Film über den Suff. Aber es ist ein Film, in dem Menschen reden, und zwar über ihr Leben. Sie erzählen dabei weniger von ihren Erfahrungen beim Biertrinken, sondern schildern ihren Alltag und dabei nur ganz nebenbei, warum sie zufällig alle zusammen in der gleichen Stammkneipe sitzen und welche Motive sie für ihren allabendlichen Gang dorthin haben. Der Film ist das Gegenteil von dem, was oft in den Medien zu sehen ist, wenn etwa ein Reporter mit vorgefertigten Meinungen in eine Kneipe geht und anschließend mit einer irgendwie zusammenkonstruierten Bestätigung wieder herauskommt. Es ging bei diesem Projekt nicht um Sensationsjournalismus, der aufdeckt, wer wie viel trinkt und vertragen kann oder um Reality-TV, in dem man à la Kabel 1 in einer 48-Stunden Reportage hinter die (verlogenen) Kulissen eines Gastronomiebetriebes blickt.

Solche Unterschiede in den Sprachmustern filmischer Erzählungen zu erkennen und in der Anwendung zu unterscheiden, das war unter anderem das Ziel eines Seminars, in dessen Rahmen ich im Sommersemester 2003 mit Studierenden der Volkskunde in Augsburg den 65-minütigen Film „Der harte Kern“ gedreht habe und den ich auf einer kleinen Rundreise quer durch die Republik anschließend in mehreren volkskundlichen Einrichtungen vorführte. Eine der Stationen war Mainz, wo ich ganz besonders gern zu Gast war, ist Mainz doch auch zugleich meine Geburtsstadt. Der Auftritt bei meinem ehemaligen geistigen „Ziehvater“ Michael Simon gestaltete sich dann auch erwartet ergiebig und freundlich. Immerhin hatte ich als Student das Filmen einst bei ihm in Münster gelernt. Bevor ich aber Näheres über den Film selbst und seine Aufnahme in Mainz berichten will, sollen kurz die Stationen skizziert werden, die ich seit meiner Promotion im Jahr 2001 hinter mich gebracht habe, um zu zeigen, welche Medienerfahrungen ich in das Projekt einbringen konnte.

Da ich mich bereits während meines Studiums sowohl theoretisch als auch praktisch mit der Visuellen Anthropologie auseinandergesetzt hatte, entschied ich mich nach der Abgabe meiner Doktorarbeit für den Weg in die

Medien. Ich absolvierte ein Volontariat bei einem Allgäuer Privatsender namens „Radio Ostallgäu“. Dort mußte ich relativ schnell feststellen, dass man mich dort nicht unbedingt brauchen konnte oder andersherum gesagt ich an diesem Arbeitsplatz keine Vorteile aus meiner geisteswissenschaftlichen Ausbildung ziehen konnte. Dort hatten es Leute ohne Hochschulabschluss immerhin zu Redaktionsleitern gebracht, weil sie eben schon Jahre dabei waren und sich auf diese Weise qualifiziert hatten. Es hieß einfach hinzunehmen, dass mein mir so wichtig erscheinendes Fachwissen nicht gefragt war und unter Umständen auch noch als störendes Element empfunden werden konnte, wenn es z.B. um die Berichterstattung über Bräuche oder örtliche Feste ging. Auf diesem Gebiet waren außerdem noch andere Fachleute aktiv, die etwa volksmusikalische Sendungen betreuten und mit allen Heimatvereinen und Trachtengruppen auf Du und Du standen. Denen galt es nicht in die Quere zu kommen.

Bei Radio Ostallgäu ging es in erster Linie um Hörerbindung, was sponsorenfreundliche Hofberichterstattung mit einem geringen kulturellen Anteil bedeutete. Wenn Kultur wirklich einmal thematisiert wurde, dann war es fast unmöglich, in der vom Sendeformat vorgegebenen Länge von maximal zwei Minuten zu tiefer gehenden Berichterstattungen zu gelangen. Auch bei meinem späteren Arbeitgeber, einem Kabelsender in Augsburg, änderte sich daran nicht viel. Für mich galt es fortan darüber nachzudenken, wie mein erworbenes Radiowissen mit meinem wissenschaftlichen Background vielleicht doch noch auf einen Nenner zu bringen wäre, bzw. wie beides gewinnbringend wiedervereint werden könnte. Die Chance bot sich mit einem zweiseimstrigen Lehrauftrag an der Universität Augsburg im Fach Volkskunde bei Frau Professor Sabine Doering-Manteuffel. Hier produzierte ich gemeinsam mit Studierenden zunächst Radiobeiträge zum Thema Ostern, natürlich unter der Fragestellung, wie volkskundliches Wissen bei den Medien eventuell *doch* untergebracht werden kann. Im zweiten Semester ging es dann um die Visuelle Anthropologie und die Herstellung eines eigenen Dokumentarfilms.

In der Volkskunde erfährt die Auseinandersetzung mit den Medien in jüngster Zeit ein gestiegenes Interesse (siehe den Beitrag von Heinz Schilling über „Medienforschung“ in der 3. Auflage des von Rolf W. Brednich herausgegebenen „Grundriß der Volkskunde“, Berlin 2001), nicht nur weil es wichtig ist, sich über die gängigen Mediensprachen zu informieren und sie für gewisse Zwecke wie die Öffentlichkeitsarbeit in einem Museum zu nutzen oder in der redaktionellen Zusammenarbeit mit Rundfunk- und Fernsehstationen genauer zu wissen, woran man bei seinem Gegenüber ist. Vielmehr werden Audio- und Videoaufzeichnungen inzwischen auch zunehmend als ergänzende wissenschaftliche Methoden bei der Erhebung und Dokumentation empirischen Datenmaterials akzeptiert.

Niemand erwartet indessen von einem Volkskundler eine kinoreife Filmproduktion. In diesem Sinne war mein Filmpraktikum auch nur als Übung gedacht, in der sich die Studierenden mit medialen Sprachmitteln vertraut machen konnten und spielerisch damit umzugehen lernen sollten. Dazu passte eine Filmidee ganz besonders: Ich beschloss, die Geschichten meiner Bekannten aus meiner eigenen Stammkneipe, das „Schroeder“ in Augsburg, zu verfilmen.

Anhand von sechs ausgewählten Biographien sollte gezeigt werden, welche Motive Menschen haben, sich regelmäßig an der gleichen Theke zu treffen. Dabei sollte deutlich werden, dass eine „Stammkneipe“ nicht nur Trink-Geschichten hervorbringt, sondern das Phänomen „Stammtisch“ vor allem von den Persönlichkeiten geprägt ist, die an ihm sitzen und aus ihrem Leben erzählen. Die Liste der dafür in Frage kommenden Personen war groß und hätte beliebig erweitert werden können. Entschieden haben wir uns am Ende für eine Kinderbuchautorin, die international bekannt ist, einen der letzten Gerber Bayerns, der in Augsburg in einer archaisch wirkenden Werkstatt zwischen Konjunkturkrise und Touristenaufläufen schafft, einen Drogenfahnder auf Streife, einen Berufsmusiker, der von Jazz bis Stubenmusik alle denkbaren Kundenwünsche bedient, einen Taxifahrer und einen Künstler, der selbst konstruierte Maschinen sinnlose Dinge verrichten lässt. Diese Personen haben wir in ihrem Alltag begleitet und zugleich die Vorbereitungen gefilmt, die der Wirt des „Schroeder“ den Tag über für den abendlichen Kneipengang seiner Gäste trifft. Am Ende sollten sich die Erzählstränge der einzelnen Protagonisten vor der Theke wiedertreffen.

Was dieses Thema neben den interessanten Personen und Settings besonders reizvoll für ein Filmpraktikum machte, war die Möglichkeit, sehr verschiedene Interview- und Drehsituationen durchspielen zu können. Man konnte Interviews an Orten führen, an denen die ausgewählten Personen arbeiteten, man konnte sie an einem „neutralen“ Ort befragen und sie von dort aus die Geschehnisse beschreiben lassen, man konnte Innenaufnahmen in Werkstätten und Ateliers planen und sich auf Außenaufnahmen auf der Straße, auf einem Floß auf der Isar oder in einem Stadtpark auf der Jagd nach Drogensündern einlassen.

Es ergab sich also ein Fülle von Übungsmöglichkeiten, die dann allerdings zugleich das Endergebnis sehr stark einschränkten. Denn bei der kurzen Projektzeit mit nur einem Semester und wenigen Semesterwochenstunden, konnte nichts wirklich Professionelles entstehen. Das abgedrehte Material häufte sich schnell auf mehrere Stunden an. Trotz einiger Vorüberlegungen blieb am Ende das Problem bestehen, die einzelnen Sequenzen sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Der Storyaufbau konnte letztlich nicht so konsequent beibehalten werden, wie es zunächst geplant war. Kernproblem war die

Tatsache, dass die abgedrehten Kneipenszenen am Ende zu dunkel geraten waren und die „Lebenslinien“ der Interviewpartner so nicht wirklich zusammentrafen, obwohl während des gesamten Films auf diesen Punkt hingearbeitet wird und der Zuschauer auch den ganzen Film lang auf diese Einstellungen wartet. Ein anderes Problem war der Taxifahrer, der den Zuschauer in der Eingangsszene in das „Schroeder“ geleitet. Ihn sieht man danach im Film nicht wieder, er hätte in seiner speziellen Rolle als Stammgast aber noch einmal im Gastraum auftauchen müssen. Dazu kamen Probleme mit der Technik und insbesondere mit dem Ton, der ja im Amateurfilmbereich immer die größten Schwierigkeiten bereitet, da man meist ohne teure Zusatzmikrophone auskommen muss.

Dennoch fand der fertige Film bei seiner Aufführung in einem örtlichen Kino und im „Schroeder“ eine gute Aufnahme, da er durchaus seine Vorzüge und einige nette, lustige und kurzweilige Momente hat. Als gelungen erwies sich nicht zuletzt die Idee, nur einen Interviewer im Film zu zeigen, was zur Übersichtlichkeit beitrug und dem Film eine Klammer verschaffte. Damit setzt sich für den Film auch ein reportageartiger Stil durch, der unter Annäherung an moderne Sehgewohnheiten wenig Gedanken darauf verschwendete, dass das Projekt eigentlich ein wissenschaftliches sei. Denn darauf hatten wir uns in unserem Seminar gleich zu Anfang verständigt: Dass es nämlich nach den Worten des Schweizer Filmemachers Hans-Ulrich Schlumpf sowieso keinen „wissenschaftlichen“ Film geben kann, sondern höchstens einen Film mit wissenschaftlichen Inhalten.¹ Insofern waren hier keine filmmethodischen Überlegungen vonnöten, um den besonderen akademischen Charakter des Films zu unterstreichen, sondern höchstens Ideen, wie im Film ein volkskundliches Erkenntnisziel am besten verfolgt werden kann und was sich auf die Frage sagen lässt, warum Menschen eine Stammkneipe aufsuchen und was sie dort machen. Dabei gab es, wie eingangs bemerkt, einen wesentlichen Unterschied zu der oft klischeebelasteten Präsentation solcher Themen in den Medien, was jedoch noch lange keinen speziell wissenschaftlichen Weg darstellt, sondern höchstens das beinhaltet, was bei gut gemachten ethnographischen Autorenfilmen (gelegentlich zu später Stunde im Fernsehen zu sehen) ohnehin den Standard darstellt. Den braucht die Volkskunde also nicht mehr neu zu erfinden.

Fragen und Meinungen genau zu diesem Aspekt machten in den angeregten Diskussionen in Mainz einen guten Teil der Wortmeldungen aus. So wurde die mehrfach zu spürende Inszenierung einzelner Szenen bemerkt und angefragt, wie sich dies mit dem Selbstverständnis eines feldforschenden

1 Schlumpf, Hans-Ulrich, Von sprechenden Menschen und Talking Heads. In: Ballhaus, Edmund; Engelbrecht, Beate (Hg.): Der ethnographische Film. Eine Einführung in Methoden und Praxis. Berlin 1995, S.105-120, hier S.112.

(rein beobachtenden) Volkskundlers vereinbaren ließe. Das Auditorium konnte sich im Laufe der Diskussionen aber darauf einigen, dass diese Szenen durchaus ausreichend kenntlich gemacht worden seien und auf der anderen Seite zum Sehvergnügen beitragen. Insgesamt wurde der Film dann auch positiv angenommen. Dennoch blieb für mich selbst am Ende die Frage im Raum stehen, inwieweit Volkskundler als Filmautoren aktiv werden sollten und was es dabei zu berücksichtigen gäbe bzw. was eigentlich der Sinn und Zweck volkskundlicher Filmarbeit sei, wenn sich die Ergebnisse von denen anderer Autoren gar nicht mehr unterscheiden.

Mein Filmprojekt hat mich somit noch mehr in das Spannungsverhältnis zwischen den gängigen Mediensprachen und meinem wissenschaftlichen Selbstverständnis getrieben. Diesen Konflikt habe ich auch noch nicht lösen können, obwohl es hier und da versöhnliche Zwischentöne gibt. Zum Schluß wäre ja zumindest eine gewinnbringende redaktionelle Mitarbeit von Volkskndlern in professionellen Filmprojekten denkbar. Und ganz so schlecht hat sich mein Ausflug in die Medien auch wieder nicht dargestellt: Immerhin lernt man in den Medien, beim Abfassen von Texten auf das Publikum zu schauen und etwa aus einem fünfseitigen Fax innerhalb von wenigen Minuten eine vierzeilige Nachrichtenmeldung zu schreiben. Den Erwerb dieses „handwerklichen“ Wissens betrachte ich tatsächlich als einen Gewinn. Das kann bei der Erhebung und Auswertung empirischer Daten und auch bei der Gestaltung wissenschaftlicher Texte einen guten Dienst leisten.